

## **Der Stern des Fotografen**

Von seinen Berufspflichten und unerläßlichen Fähigkeiten

Es gibt diesen schmalen Pfad auf einem schroffen Gebirgsgrat, den jeder echte Fotograf ein Leben lang mit völliger Sicherheit passieren können muß. Am Montag, am Dienstag, am Mittwoch und so weiter, nur am Palmsonntag – aber nein, das geht nicht, diese Passage kennt keine Pausen oder Feiertage. Licht gibt es bei Nacht, und Licht gibt es sogar bei Sonnenfinsternis; daß der Fotograf auf der Oberfläche der Dinge kein bißchen Licht mehr gesehen oder die Augentäuschung nicht durchschaut hätte, ist noch nie dagewesen, und wenn ein solcher Tag einmal kommen sollte, dann müßte er erst recht arbeiten. Der Fotograf hat zwar einen Beruf, und insofern unterscheidet er sich nicht wesentlich von einem Installateur, aber sein Beruf ist seine Berufung, mehr noch, seine Lebensform. Allerdings nicht in der Weise, daß er den Beruf erst erlernen und dieser dann zur seiner Lebensform werden würde, sondern umgekehrt. Er muß sich mit seinem Beruf in sich selbst einarbeiten, und mit seinem Beruf kann er sich am bequemsten in seiner Lebensform einrichten.

Er muß stets genau wissen, was er tut, und auch noch, was er warum womit nicht tut. In seinen Entscheidungen und seiner Wahl ist nicht einmal ein Koch heikler, aber zu der Selbstgefälligkeit, mit der dieser dann demonstriert, daß er da etwas gemacht hat, hier ist es, kauft es, eßt, darf sich ein Fotograf nicht hinreißen lassen. Der gute Fotograf hat das Gefühl, nichts gemacht zu haben. Das Objekt hat ihn gewählt, sich ihm offenbart, er hat von den Himmlichen ein Geschenk erhalten, durfte in etwas Einblick gewinnen;

der Zufall hat für ihn gearbeitet, er ist mit dem richtigen Bein aufgestanden und am richtigen Ort, hatte einen guten Stern und das richtige Arbeitsmaterial. Er kommt und geht, ist immer unterwegs, doch ein Fotograf ist jemand, dem es leichtfällt, ganz bei sich selbst zu sein, der oft träumt, herumguckt, herumpusselt und herumfummelt. Etwas fixieren, bezeugen, berichten, dem vergänglichen Augenblick Würde verleihen – keine große Sache. Der Fotograf ist einer jener Windbeutel, Vagabunden, Herumtreiber, Tagediebe, die ihre Existenz nicht deshalb genießen, weil sie etwas einbringt. Man pflegt sie auch nicht ernst zu nehmen. Alles ist so exzentrisch, der Laune unterworfen, es geht um so wenig, dabei hängt so viel davon ab. Sie haben am intellektuellen Rand der Gesellschaft einen ähnlichen Status wie die Schauspieler. Ein einziger Blick und fertig. Schon kann man sich abwenden. In irgendeinem Augenblick den berühmten Knopf drücken kann doch schließlich jeder Idiot, obwohl dann immer noch die Frage bleibt, wann dieser eine Augenblick da ist. Beim Entwickeln und Vergrößern kann man strecken, beim Druck auf den Auslöser aber gibt es kein Rezept für die richtige Wahl des Moments. Wann er kommt, wann er vorüber ist und vor allem, was von ihm bleibt. Sie machen um nichts großes Aufhebens. Gute Fotografen bewahren letzten Fragen gegenüber vielleicht am ehesten Gleichmut. Wahrscheinlich lassen sie sich deshalb auf extrem riskante Situationen ein. Sie nehmen nichts, was anderen geschieht, auf die leichte Schulter. Auch wenn sie nicht unter Hungernden hungern. Sie sind nicht die Opfer, die man an die vorderste Front getrieben hat. Sie scheinen die letzten Fragen anderer zu stellen. Im Namen seelischer Unversehrtheit tragen sie gern ihre leibliche Unversehrtheit zu Markte. Der schonungslosen Realität gegenüber sind sie zwar anscheinend

dumm, naiv und verantwortungslos, dennoch unterscheidet sie etwas von den Dummen und Verantwortungslosen. Ungefähr so viel wie den Mutigen vom Tollkühnen – eine Haaresbreite. Die Basis dieses haarfeinen Unterschieds, der den heiklen ethischen Maßstab ihrer ganzen Tätigkeit bildet, sind die beruflichen Erfahrungen, die sie mit der Zeit gewinnen. Wenige wissen besser als sie, daß der Augenblick kein Augenblick ist, sondern aus anhaltbaren Elementen besteht, die man weit im voraus abschätzen und mit denen man lange im voraus rechnen muß, damit der betreffende Moment auf dem Bild herauskommt, sich voll entfaltet. Mitten in Berechnungen dieser Art treten sie auf Minen.

Denn so eine Rechnung ist ziemlich kompliziert. In Wahrheit ist es auch kein Berechnen, sondern ein Umrechnen. Aus der Beziehung, die sie zwischen dem eigenen Blick und den Gegebenheiten ihres Apparats austarieren, ergibt sich ihr individuelles Bewußtsein. Sie sehen nicht bloß, was ihr Auge sieht, sondern auch die technischen Voraussetzungen ihres Apparats und projizieren ihre Beziehung zu ihm und seinen Möglichkeiten mit in das Bild hinein. Viele von ihnen bleiben deshalb ein Leben lang bei einem einzigen Apparat. Man wechselt auch seine Liebe nicht wegen eines One-night-Stand. Das Bild ist soviel wert, wie dem Fotografen zur rechten Zeit, mit seinem Wissen zu erreichen gelungen ist – nur, auf dem schmalen Pfad, hoch oben auf dem Gebirgsgrat, geht die Person, nicht der Apparat. Er müßte mit dem Apparat eins werden, damit die Technik in jenem gewissen Augenblick ihm dient und nicht er der Technik. Wo liegt die Mine, auch dafür muß er noch ein Auge haben. Quasi im voraus aller möglichen Beziehungen gewahr sein, die sich zwischen Person und Objekt ereignen können. Dazu muß er recht gut wissen, wer er ist. Was der Mensch ist,

aber nicht so im allgemeinen. An welcher Stelle er mit seinem Apparat, seiner Ausrüstung, den Verfahren, dem ganzen Präzisionskram in der Geschichte der Kultur steht. Auf dem heiklen Grenzstreifen, wo die Geschichte der technischen Mittel und die Geschichte der Bildschöpfung sich treffen. Der Urmensch bemerkt an der Wand der Höhle, daß die Welt da draußen Kopf steht. Was treibt das Silber in der Emulsion, und in welche Beziehung treten Pixel und Umriß?